



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Hilty : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir, daß das Unternehmen, wie es bisher zur Förderung der deutschen Interessen diesseits und jenseits der Meere das Seine beigetragen hat, auch fernerhin dem großen deutschen Vaterlande zum Nutzen wirkt.

Zum Schlusse mag hier noch bemerkt werden, daß gegenwärtig zwischen der zuständigen Reichsbehörde und dem Norddeutschen Lloyd Verhandlungen über die Einbeziehung der neuesten deutschen Kolonien in das Netz der Reichspostdampferlinien gepflogen werden. Sichere Angaben über das Ergebnis dieser Verhandlungen lassen sich gegenwärtig noch nicht machen.



Hilty

(Schluß)



Wenn sich der Erkenntnis des Menschen die Pforte zum Paradies des Glücks schon erschlossen hat, so zögert doch oft noch sein Wille, einzutreten. Unter anderm sind es zwei Höllenhunde, die ihn zurückschrecken: Schuld und Sorge. Das ist richtig, und richtig ist auch alles, was Hilty gegen die Leugner der Pflicht und der Schuld sagt und gegen das thörichte Beginnen derer, die gegen Gott und seine sittliche Weltordnung prometheisch Krieg führen wollen; um das anzuerkennen, braucht man gar kein Christ zu sein, beruht ja doch die antike Tragödie auf der Überzeugung: alle Schuld rächt sich auf Erden. Aber die beiden Ratsschläge, die er wegen der Schuld giebt: laß die Schuld nicht entstehen, ist sie aber entstanden, so befreie dich von ihr um jeden Preis — diese beiden Ratsschläge sind nur in vereinzelt Fällen ausführbar. Für Unzählige — man denke nur an die Kinder schlechter Eltern und an die Kinder der Gasse, die gar keine Eltern kennen — gilt wirklich das Lied des Harfners: „Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein“; und auch nach einer glücklichen Jugend sieht sich mancher plötzlich in Schuld verstrickt, ohne recht zu wissen, wie er hineingeraten ist, und ohne daß er hätte vorbeugen können. Sehr viele kommen hier überhaupt nicht in Betracht, weil sie keine Naturanlage für ein höheres Leben haben. Dahin gehören die gebornen Verbrecher, deren Dasein Hilty freilich leugnet; aber es giebt wirklich solche, wie es ja auch geborne Krüppel und Blödsinnige giebt; es wäre, selbst wenn die Erfahrung fehlte, nicht einzusehen, warum nicht ebenso gut wie ein Glied, ein leiblicher Sinn oder der Verstand, auch der moralische Sinn manchen Menschen von Geburt fehlen sollte. Dann die Blödsinnigen und die sehr Dummten, bei denen man zudem sagen muß, daß sie sich keine Schuld zuziehen können, daher auch keine los zu werden brauchen. Endlich die ganz rohen Naturen; wollte man einem Börsenjobber gewöhnlichen Kalibers,

einem Bucherer, einem Trunkenbolde, der sein Weib prügelt, Hiltys Glück predigen, so wäre das ebenso lächerlich, wie ein Vortrag über den Unterschied von Mozart und Wagner vor Taubgeborenen. Aber es giebt Verschuldungen und Schuldgefühle, denen auch die Besten nicht entgehn können. Ich rede nicht von solchen Vetschwesterstrupeln wie etwa von der Gewissensangst über manche Befriedigungen seelischer oder leiblicher Bedürfnisse, die niemand verlegen, trotzdem aber von den Geistlichen als Sünden verpönt werden, sondern von den zahllosen Fällen der Pflichtenkollision, denen kaum einer, ein Mensch von zartem Gewissen niemals entgeht. Soll ein leitender Staatsmann es unterlassen, den Nachbarstaat kriegerisch zu überfallen, wenn er die begründete Besorgnis hegt, daß die Unterlassung den eignen Staat gefährden werde? Darf ein Monarch die Verfassung brechen, wenn der Staat an der Verfassung zu Grunde geht? Wenn ein gewisser Kundenkreis nur für einen Kaufmann reicht, darf da dieser den Konkurrenten, der ihm die Kunden streitig macht, mit Anwendung aller an sich erlaubten Mittel zu Grunde richten, und darf der zweite, dem außer diesem Kundenkreise kein andrer offen steht, den ersten auf Tod und Leben bekämpfen? Wenn ein Publizist weiß, daß jeder seiner Zeitungsbeiträge einen Beitrag des Konkurrenten ausschließt, der es nötiger braucht als er, ist er dann verpflichtet, diesem Konkurrenten zuliebe seine Einsendungen und infolgedessen seine Bedürfnisse einzuschränken? Welches Maß von Geld kostendem Behagen des Leibes und des Gemüths habe ich nötig, um die Obliegenheiten meines Berufs ohne Schädigung meiner Gesundheit gut erfüllen zu können? Natürlich weiß dies kein Mensch im voraus; will es einer genau wissen, so muß er sich das Äußerste von Entbehrungen auflegen, bis er entweder ein Heiliger oder ein elender Narr geworden ist; dann erst weiß er, was er aushält. Angenommen aber, ich könnte es vorher herausbekommen, bin ich da verpflichtet, zur Unterstützung armer Verwandter, oder auch Nichtverwandter, die aber in meiner unmittelbaren Nähe große Not leiden, nur eben genau bis zu dieser Grenze meine Bedürfnisse einzuschränken, oder auch noch über diese Grenze hinaus? Wenn ein armes Elternpaar vier Kinder hat, die es gerade noch zu füttern und zu pflegen imstande ist, aber genau weiß, daß es bei einer größern Zahl die Kinder verwahrlosen oder durch vorzeitige Anspannung zum Brotverdienst körperlich zu Grunde richten müßte, soll es da, auch wenn es noch jung ist, auf den ehelichen Umgang verzichten, und wie soll sich der Mann in diesem Fall helfen? Es giebt keinen weisen Kasuisten, der diese und ähnliche Fragen unfehlbar beantworten könnte. Die Katholiken fragen freilich den Beichtvater, aber wie soll der in meinem Innern Rat wissen, wenn ich selbst keinen weiß? Ebenso vernünftig ist es, einen Thaler zu drehn und die Entscheidung davon abhängig zu machen, ob das Bild oder das Wappen oben zu liegen kommt. Allerdings ist es bequem, die Verantwortung einem andern zuschieben und damit der Entstehung jedes Schuldbewußtseins vorbeugen zu können, und so gehört denn das an sich lästige Institut der Beichtväter zu den Dingen, die dem Katholizismus die Anhänglichkeit der Massen sichern. Die unleugbare Thatsache der Pflichten-

kollisionen, die Hilty sonderbarerweise gar nicht beachtet, erklärt für sich allein schon hinlänglich die Lehre, daß der Mensch niemals von der Sünde loskommen und durch nichts als den Glauben gerechtfertigt werden könne, eine Lehre, zu der Luther freilich durch andre Erwägungen gelangt ist, und deren dogmatische Formulierung ich nicht für besonders glücklich halte. Nur einmal scheint Hilty daran gedacht zu haben: „Es giebt Situationen, wo das Rechthandeln nach jeder Seite hin unmöglich ist und nur das Leiden, in manchen Fällen sogar nur das Sterben die einzige noch mögliche That ist.“ Viel häufiger sind aber die Situationen, wo man weder sterben noch passiv bleiben kann, sondern handeln muß, obgleich man sieht oder wenigstens fürchtet, daß man Unrecht thue. So leben alle Denkenden und Zartfühlenden notwendig mit einem mehr oder weniger schlechten Gewissen. Der Entschluß: Ich will meine Schuld los werden, will reinen Tisch machen, ist nur in den vereinzeltsten Fällen möglich, wo sich ein edler Geist durch Leidenschaft zu Verschuldungen hat hinreißen lassen, ohne daß ein äußerer Zwang vorlag, indem er z. B. politische Gegner rachsüchtig verfolgt oder im Ehebruch lebt; das sind Lagen, in denen einer sagen kann: Ich will nicht mehr, ich will jetzt umkehren!

Schuld und Erlösung von der Schuld sind nicht Dinge, die ins Belieben des Individuums gestellt wären; sie sind etwas Soziales, und das ist der Wahrheitskern im Erbsünddogma, dessen kirchliche Form allerdings abgelehnt werden muß. Die neuern Lutheraner haben seit dem Erscheinen von Alexander von Ottingens Sozialethik diese Auffassung als echt lutherisch empfohlen, Hilty aber, ein der Auffassung Zwinglis zuneigender echter Schweizer, sieht in der Heilswirkung einen Vorgang, der sozusagen eine Privatangelegenheit zwischen Gott und der einzelnen Seele ist. Trotzdem aber denkt und empfindet er, wie ja auch Zwingli seiner Zeit, ganz sozial, und das erzeugt einen Mangel an Folgerichtigkeit, der besonders in der Naturgeschichte des zweiten Höllenhundes, der Sorge, hervortritt. Seine vortrefflichen Ratschläge zur Bekämpfung der übermäßigen, unnützen und unverständigen Sorge, die für alle Zeiten und unter allen Umständen gelten, lassen wir beiseite und befassen uns nur mit dem, was er über die eigentümlichen Sorgen unsrer Zeit sagt, und da stellt er nun sowohl deren unchristlichen Charakter wie ihren sozialen Ursprung ganz vortrefflich dar. Er sagt mit dem Apostel: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so laffet uns genügen; das Bedürfnis müsse den Maßstab abgeben für das zu Erstrebende; was über diese natürlichen Bedürfnisse hinausgehe, das seien künstliche Bedürfnisse, „die kein Maß mehr in sich haben und sich bei vorhandnen Mitteln ins Abenteuerliche steigern. [Er klammert ein: Ludwig II. von Bayern; die amerikanischen Milliardäre, die ihren Renngäulen Champagnerdiners und ihren Wickelkindern Prinzessinnenausstattungen geben, sind noch schlagendere Beispiele.] Das ist die Hauptgefahr des Luxus und der Grund, weshalb er die Menschen unfehlbar innerlich verdirbt.“ Dem Luxus hänge immer der Makel des Unrechts an, da er unfehlbar einem andern das Seine entziehe und eine Scheidewand zwischen den Menschen errichte, die nicht sein sollte. Die

Vermehrung der Bedürfnisse erklärt er nur so weit für vorteilhaft, als sie den Menschen über den Zustand tierischer Roheit erhebt, darüber hinaus aber sei sie vom Übel. Die Aussprüche Christi über diesen Gegenstand seien klar und unzweideutig; danach sei der Mammon an sich ungerecht, das Streben nach Reichtum sündhaft. Theoretisch sei es ja denkbar, daß man Reichtümer besitze, als besäße man sie nicht, und dabei im Geiste arm bleibe, praktisch aber kaum durchführbar. Daß jene Aussprüche heute noch von der Kanzel verkündigt, aber weder vom Prediger noch von den Zuhörern ernst genommen würden, dafür sei die soziale Frage die gerechte und unvermeidliche Strafe. Alle Welt ängstige sich heut, im schroffen Widerspruch gegen das ausdrückliche Verbot Christi, um das Morgen, und man fürchte sich vorm Verhungern, so lange man nicht ein Kapital besitze, das nicht bloß die eigne Existenz, sondern auch die der Kinder und Kindeskinde sicher stelle. Diese Angst sei es, was die Menschen habfüchtig mache, viel mehr als unverständige Liebe zum Gelde oder Genußsucht. Bei einer kleinen Pension, die zum Leben vollkommen hinreiche, verzweifle die Hauptmannswitwe, müsse sie ja doch, wie sie sich einbilde, nicht als Mensch, sondern eben als Hauptmannswitwe leben.

Alles richtig; es fragt sich aber, ob es der Einzelne ändern kann, auch nur für seine Person ändern kann. Daß ein Mensch im Kampfe ums Dasein nicht durchkommen könne, wenn er nicht hie und da Mittel anwendet, die ein zartes Gewissen beschweren, nennt Hilty einen Aberglauben, den zu zerstören eine Hauptaufgabe des Christentums in unsrer Zeit sei; aber darf man Aberglauben nennen, was sich thatsächlich vor unsern Augen ereignet? Kommt es nicht wirklich vor, daß Menschen untergehn, die sich nicht rücksichtslos genug benehmen im Konkurrenzkampfe? Im Altertum, ja, da war es heldenhaft, allem zu entsagen, und Hilty hat ganz Recht, wenn er meint, jedes Kind habe Verständnis für die drei Männer im Feuerofen; aber heute kommt einer, der sich den Forderungen der Obrigkeit oder der Gesellschaft widersetzt, nicht in den Feuerofen, sondern in die Sträflingsjacke oder versinkt ins Lumpenproletariat, und das sieht beides so wenig nach Heroismus aus, daß der Held, wenn er einer ist, den Glauben an sich verliert. Und wie steht es mit dem Standesgemäßen? Gewiß ist das ein ganz heilloser Wüßte, der furchtbare Übel erzeugt; aber kann sich der Einzelne seinem Dienste vollständig entziehen? Man darf doch nicht vergessen, daß das Evangelium in einer Welt verkündigt worden ist, die den Begriff des Standesgemäßen zwar auch kannte, aber weit entfernt davon war, seine Berechtigung unbedingt anzuerkennen oder sich gar von ihm tyrannisieren zu lassen. Wo lebt heute der Monarch, der einen Bettelphilosophen besuchen und nach der Unterredung mit ihm bekennen würde: Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes sein? Diogenes würde heute als Vagabund, wegen Obdachlosigkeit, wegen Verunzierung des Straßenbilds, Verletzung der Schamhaftigkeit und wegen vieler andrer Polizeikonventionen eingesperrt und als ein Lump behandelt werden, mit dem sich nicht einmal ein anständiger Handwerker freundschaftlich unterhalten könnte, ohne an

seiner Ehre einzubüßen. Boeckh preist den Rhetor Lykurg als das größte Finanzgenie Athens; er habe in einer Zeit des Niedergangs die Finanzen des Freistaats noch einmal in glänzenden Stand gebracht und sei dabei ein streng rechtschaffner Mann und den alten Sitten getreu gewesen, unter anderm barfuß gegangen. Wäre ein preussischer Finanzminister möglich, der barfuß ginge? Und doch ist das Barfußgehen bei uns im Sommer ebenso gut möglich wie in Attika, wo es übrigens im Winter so gut schneite und gefror wie bei uns, wenn auch die Kälte nicht so hoch stieg. Und welche Wohlthat das Barfußgehen ist, bezeugen die Kinder, die, wenn sie es einmal gekostet haben, Strümpfe und Schuhe gar nicht mehr anziehen mögen. Bei dem für eine gewisse soziale Rangstufe geltenden Gebote, Schuhe und Strümpfe zu tragen, ist aber unsere heutige Gesellschaft nicht stehn geblieben. Heute werden in vielen Gegenden erwachsene Barfüßler, auch wenn sie dem niedrigsten Stande angehören, von der Polizei nicht mehr auf der Straße geduldet, und Leute des höhern Mittelstands können und dürfen, wenn sie ihre gesellschaftliche Stellung nicht verlieren wollen, für ihre Wohnung nicht weniger als tausend Mark ausgeben. Daran hängt dann alles übrige, was nicht einzeln aufgezählt zu werden braucht. Angenommen nun auch, es wäre nur verschrobne Eitelkeit, was die Tyrannei des Standesgemäßen erzeugt hätte, so könnte sich doch kein Einzelner dieser Tyrannei entziehen, nachdem sie so weit gediehn ist, daß ein Mann, der nicht einen gewissen Aufwand macht, weder für sich, noch für seinen Sohn ein standesgemäße Partie bekommt; demnach ist jeder, der nicht den untersten Klassen angehört, gezwungen, in einem gewissen Grade Luxus zu treiben und die Mittel dafür zu erwerben. Aber jene Eitelkeit ist keineswegs die ausschließliche und nicht einmal die Hauptursache. Diese liegt im heutigen wirtschaftlichen Zustande, der das Dasein der meisten vom Maße des Warenverkaufs abhängig macht. Die leitenden Persönlichkeiten treiben mit Berechnung einen ihnen oft selbst lästigen Luxus und spornen die mittlern und untern Schichten zur Nachfolge, weil sie wissen, daß Millionen von der Anfertigung und vom Verkauf der Luxusgegenstände leben, und daß starke Einschränkung über große Gewerbe eine Krisis bringen würde. Ja, so lächerlich es klingt, der Luxus kann aus diesem Grunde gerade so als Pflicht der Nächstenliebe erscheinen, wie in frühern Zeiten die Askese. Denn vor dem neunzehnten Jahrhundert waren die Hungersnöte eine periodisch wiederkehrende und in manchen Gegenden eine unaufhörliche Plage, und der Reiche, der sich satt aß, wußte, daß er dadurch den Ärmern einen Teil des ihnen zukommenden Brots entzog, und daß infolge seines Mehrverbrauchs vielleicht ein andrer Hungers sterben werde. Demnach gebot die Liebe den Reichen, den Schmachtriemen enge zu schnallen. Heute, wo die Not aus dem Überfluß entspringt, könnte man sagen, es sei Pflicht, sich aus Liebe zu den notleidenden Landwirten den Magen nicht allein mit Brot, Fleisch und Milch, sondern auch mit Zucker, Wein und Schnaps zu überladen und Tabak zu rauchen, aus Liebe zu den Schneidern und Schneide-

rinnen doppelte Anzüge zu tragen und sich aus Liebe zu den Unternehmern und Arbeitern der Luxusindustrien die Stuben mit Teppichen, Vorhängen, Bildern und Nippfiguren vollzustopfen.

Es ist offenbar, daß diese wunderliche Abhängigkeit der Moral des Einzelnen vom wirtschaftlichen Zustande der Gesamtheit nur gelöst und dieser Zwang zum Mehrverbrauch über unsre wirklichen Bedürfnisse nur beseitigt werden könnte, wenn wir entweder zur Wirtschaftsweise der Alten zurückkehrten, von der Chrematistik zur Ökonomik (daß jene maßlos ist, während bei dieser die Produktion auf die Befriedigung des wirklichen Bedürfnisses beschränkt bleibt, hat bekanntlich Aristoteles hervorgehoben), oder wenn wir zum Sozialismus fortschritten. Diesen hat denn auch Hilty ins Auge gefaßt. Die heutige Sozialdemokratie verabscheut er natürlich. Richtig, schreibt er, sei theoretisch soviel: „Eine Entäußerung des Privatbesitzes ist — soweit es nicht unrechtes Gut betrifft — von den Besitzenden nicht zu fordern; wohl aber sollen sie versuchen, ihn im allgemeinen Interesse zu verwalten und überhaupt Herren, nicht Sklaven ihres Besitzes zu sein. Das wissen eigentlich alle bessern Menschen; sie haben nur den Mut nicht, an die volle Ausführbarkeit einer solchen ökonomischen Lebensansicht zu glauben. Der richtige Sozialismus, der auch mit dem Christentum völlig übereinstimmt, ist der ideelle, freiwillig gewollte, nicht zwangsweise herbeigeführte Gemeinbesitz, wie ihn schon Aristoteles verlangt. Der gewöhnliche Sozialismus streift mit grober Hand die ganze Blüte dieser sittlichen Gesinnung hinweg und will gewaltsam erzwingen, was eben nur als Frucht einer solchen allgemeinen Gesinnung den Menschen wirklich dauernde Hilfe bringen könnte, und zwar sowohl den nicht Besitzenden wie den Besitzenden, die eben auch nur mit dieser Gesinnung vollkommen rechtmäßig besitzen.“ Auch um der für das Glück so wichtigen Regelung der Arbeit willen findet er den Sozialismus wünschenswert. Jede rechte Arbeit gewähre Glück, wenn sie den Kräften angemessen und der Mensch dabei von der richtigen Gesinnung beseelt sei. „Die Idee der Sozialisten von einer Arbeitsarmee, in der jeder den bestimmten Platz angewiesen erhält, der ihm zukommt, wäre in der That das Hilfsmittel für den größern Teil der menschlichen Übel, wenn es eine Garantie für die richtige Arbeitsverteilung gäbe.“ Man darf sagen, das Christentum und der heutige Sozialismus würden, wenn sie sich allgemein verwirklichen ließen, ganz denselben gesellschaftlichen Zustand erzeugen, obwohl sie von entgegengesetzten Geistesverfassungen und Absichten ausgehn. Das Christentum will eine von irdischen Wünschen und Bestrebungen losgelöste Gesinnung erzeugen, die sich sozial dadurch beweist, daß man den Nächsten liebt wie sich selbst, und damit ist weder ein den Durchschnitt übersteigender Mehrgenuß noch Mehrbesitz verträglich. Der Sozialismus will die Massen von den Leiden der Armut befreien durch eine Güterverteilung, die nur bei der opferwilligsten Gesinnung aller höher Befähigten aufrecht erhalten werden könnte, diese Gesinnung also, die keine andre als die christliche ist, erzeugen müßte, wenn nicht die durch Gewalt oder durch eine ganz merkwürdige Ent-

wicklung auf einen Augenblick herbeigeführte Einkommengleichheit sofort wieder verschwinden sollte. Meiner Überzeugung nach kann ein solcher Idealzustand, der sich vielleicht nicht einmal sehr ideal ausnehmen würde, weder von der einen noch von der andern Seite her verwirklicht werden.

Die Sorge ist übrigens nicht bloß ein vor der Himmelspforte lauernder Höllenhund, sondern auch als Hündlein edelster Rasse ein freundlicher und hilfreicher Begleiter. Ohne Liebe kann man nicht glücklich sein, und ohne Sorge giebt es keine Liebe. Hilty hat daher ganz Recht, wenn er solchen, die etwa noch keine Sorgen haben, den Rat giebt, sich welche anzuschaffen. Edle Sorgen und Gaben aus Liebe bezeichnet er als eins der wirksamsten Mittel gegen die unheilige, das geistige Auge blendende und das Herz freßende Sorge. Er verurteilt daher auch, ganz wie ich, den modernen Eifer gegen das Betteln, der dem Geist und dem Buchstaben der Bibel durchaus widerspreche; die sittliche Entrüstung gegen den Bettel entspringe ganz andern Gründen als den vorgeschützten. Die Sozialpolitiker, Armenpfleger und Obrigkeiten haben ja mit allem Recht, was sie wider den Bettel sagen, tausendmal Recht, aber mit ihrer vortrefflichen und ganz unanfechtbaren Praxis, und obwohl sie in ganz Nordeuropa von der öffentlichen Meinung unterstützt werden, haben sie auch in den reichsten Ländern noch nirgends die unverschuldete Not ausgerottet. Als am Jubiläum der Königin Viktoria die verkrüppelten Kinder gespeist wurden, sind manche von den Damen, die den Saal betraten, bei dem schrecklichen Anblick ohnmächtig geworden. So lange also die wohl organisierte Armenpflege diesen auch nach Hilty wünschenswerten Erfolg, der das obrigkeitliche Verbot des Bettels rechtfertigen würde, nicht erzielt hat, wird es zartfühlenden Leuten immer so gehn wie dem alten Holtei. Dieser, ein echtes Künstlerblut, hatte ein weiches, weites Herz und eine offne Hand, die denn auch gehörig ausgenutzt wurde. Eines Tags fand er einen Schnorrer, den er ein paar Stunden vorher durch ein paar Thaler vom angeblich beabsichtigten Selbstmorde gerettet hatte, bei einem üppigen Abendmahl und nahm sich vor, fortan jeden, der ihn anbettle, hinauszwerfen. Das that er gleich am andern Tage, obwohl der Abgewiesene schwur, er gehe in die Oder; ein paar Stunden darauf zog man ihn wirklich aus der Oder, und Holtei sagte sich nun: Von jetzt ab weise ich keinen mehr ab, gleichviel, was es für ein Lump ist. Hilty meint, die Würdigkeitsfrage dürfe man gar nicht aufwerfen, und rät, das Geld nicht im Portemonnaie zu tragen, das herauszuziehen und zu öffnen zu viel Mühe mache, sondern in der Westentasche. Die Würdigkeitsfrage kann man wohl nicht ganz umgehn, da der Spendende bei bescheidenen Mitteln die würdiger scheinenden vorziehn wird; aber absolut allerdings: würdig oder unwürdig? darf sie nicht aufgeworfen werden, weil da der Geber selbst sehr schlecht wegkommen würde. Hilty zitiert einen Rat, den Carlyle den Unzufriednen giebt, damit sie zufrieden werden: sie sollten nur dran denken, daß jedermann (jeder Mann, nicht jede Frau!) eigentlich den Galgen verdiene, dann würden sie ihr unverdientes Glück schätzen lernen. Hilty empfiehlt, einen ge-

wissen Teil des Einkommens fürs Almosengeben zu bestimmen. Wer einen solchen ihm gar nicht mehr gehörenden Fonds besitze, der sehe sich leichter nach solchen um, für die er verwandt werden könne, und komme oft, wenn er die stumme Bitte des Auges sehe, der Bitte des Mundes zuvor. „Diese einzige Gewohnheit, allgemein verbreitet, würde die soziale Frage mehr erlebigen helfen, als das ganze Gerede und Geschreibe, von dem jetzt die Welt größtenteils fruchtlos wiederhallt.“

Gewiß! Dagegen verkennt Hilty die Natur der sozialen Fragen — die Einzahl: die soziale Frage, hat gar keinen Sinn —, wenn er glaubt, sie könnten wirklich durch die Religion gelöst werden. Wichtig zwar ist es, wenn er den Geiz Sünde nennt, der sich aus Kleinmut den Genuß des gewährten Gegenwärtigen versagt oder verkümmert, und wenn er dann fortfährt: „Es ist dies auch eine Erklärung der sozialen Frage, und sie beweist sogar die völlige Unmöglichkeit ihrer auch nur annähernden Lösung, solange die Gesinnungen bei den besitzenden wie den nichtbesitzenden Klassen bleiben, wie sie jetzt sind.“ Dagegen stimme ich nicht bei, wenn er hinzusetzt: „und wie sie wohl auch unter jeder andern Staatsordnung bleiben würden,“ denn die Angst vorm Verhungern und vorm Herabsinken auf eine niedrigere soziale Stufe durch Vermögens- oder Einkommensverlust ist wirklich im Altertum und im Mittelalter weder so groß noch so allgemein gewesen wie heute; und zwar sind es nicht religiöse Erwägungen, sondern wirtschaftliche Verhältnisse gewesen, die vor diesem Übermaß behütet haben. Am wenigsten aber stimme ich dem Schlußsatz dieser Betrachtung bei: „Die soziale Frage wird daher bald durch die religiöse ersetzt und nur durch dieselbe gelöst werden. Vorher aber muß sie sich noch in ihrem ganzen Atheismus zeigen.“ (An einer andern Stelle heißt es, die soziale Frage werde weder durch die Kirche, noch durch den Staat gelöst werden, sondern durch die individuelle Liebe unzähliger Einzelner, deren jeder in seinem Wirkungskreise seine Pflicht thut.) Daß Erfahrung die Nutzlosigkeit und Thorheit des Atheismus zeigen und die Massen davon heilen wird, glaube ich auch, aber der Lösung der sozialen Fragen wird uns das nicht näher bringen; sind doch von den sozialen Übeln die gläubigen wie die ungläubigen, die katholischen wie die protestantischen Länder fast in gleichem Grade, wenn auch in verschiedner Weise ergriffen worden, wobei aber die Verschiedenheit nicht etwa von der Religion, sondern von den Unterschieden der wirtschaftlichen Zustände herrührt. Hilty hat den Blick zu ausschließlich auf die einzelne Seele geheftet und darüber den geschichtlichen Zusammenhang aus den Augen verloren. Es ist schon falsch, wenn er die Ansicht der Alten von der Notwendigkeit der Sklaverei verurteilt. Es giebt wirklich Entwicklungsstufen, auf denen die Sklaverei notwendig ist, und die Kultur hätte wirklich im Altertum ohne sie nicht entstehen können. Treitschke hat die antike Ansicht in ihrer ganzen Härte noch für unsre Zeit aufrecht zu erhalten versucht, und wenn sich die schoffenen Äußerungen, die ihm im Kampfe gegen die sogenannten Kathedersozialisten entfahren sind, nicht in ihrem ganzen Umfange rechtfertigen lassen, so darf ihnen doch

eine bedingte Berechtigung nicht abgesprochen werden. Es ist einmal Tatsache, daß bisher immer hundert Personen hämmern, graben und Schmutzarbeit verrichten mußten, damit zehn Personen denken und dichten, die Höhen des geistigen Lebens erklimmen und der Schönheit des Daseins froh werden konnten. Wie allen Handarbeitern nicht allein ein ausreichendes Maß von leiblichen Gütern, sondern auch die Teilnahme an den geistigen Gütern gesichert werden könne, das hat bis heute noch niemand herausgefunden. Die volle Entfaltung der Bevorzugten ruht heute gerade noch so wie im Altertum auf der geistigen Verkümmern der Massen, und selbst eine allgemeine Besehrung zu christlicher Gesinnung könnte daran nichts ändern. Solche Besehrung wäre allerdings, wie oben gesagt wurde, erforderlich, um den Zustand der Gleichheit zu erhalten, wenn er durch wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Umwälzungen herbeigeführt wäre. Hilty selbst sagt einmal, es sei traurig, daß jedes Kind, das geboren wird, die höhere Bestimmung deutlich in sich trage, deren Erreichbarkeit sich bei den meisten mit vorrückendem Alter immer mehr verliere, aber er scheint nicht zu bemerken, daß es vorzugsweise soziale Verhältnisse sind, die den Zugang zum höhern Dasein versperren; denn in einem ganz armseligen, schmutzigen, in der Sorge und Plage um die Befriedigung der dringendsten leiblichen Bedürfnisse aufgehenden Leben kann gar nichts Edleres, auch nicht die Religion gedeihn; wenn Hilty das echte Christentum nur bei kleinen Leuten findet, so hat er eine andre Klasse im Auge, und es ist noch die Frage, ob das, was er bei ihnen gefunden hat, Christentum ist. Er lebt eben in der Schweiz und sieht die Ehrbarkeit, Rechtchaffensheit, Tüchtigkeit, nachbarliche Hilfsbereitschaft um sich, die überall ein in einfachen Verhältnissen lebendes Bauern- und Kleinbürgertum charakterisiert, auch in der heidnischen Periode der europäischen Kulturvölker; lebte er in einer Großstadt, in einem Fabrik- oder Grubenbezirk, in einer mit polnischen Wanderarbeitern gesegneten Rübengegend, auf einem großen ostelbischen Rittergute, so würde er das zu sehen bekommen, was er heidnisch nennt. Auch ist zu bezweifeln, ob er mit der Ansicht Recht hat, der tiefste Sinn des Christentums sei, das Kraftvolle in der Natur des Menschen, das seinen Adel ausmache, zu entwickeln, und zwar in allen Klassen der Gesellschaft, nicht bloß in einer Aristokratie, und dieses Ziel habe es erreicht: „es giebt mehr Heroismus jetzt in den kleinen Lebenskreisen, als jemals in dem sogenannten heroischen Zeitalter.“ Man muß nur bedenken, daß erst jetzt, nach Beseitigung der gesetzlichen Sklaverei in jeder Form, alle Kleinen gezwungen sind, auf eignen Füßen zu stehn und den Kampf ums Dasein selbständig durchzufechten, und daß sie erst jetzt auf den Schauplatz der Weltgeschichte getreten sind, den früher die Großen allein behaupteten, wobei allerdings dem Christentum die Ehre gebührt, zu dieser Befreiung beigetragen zu haben.

Jedenfalls wird uns aber durch diese Erwägungen die Frage nach dem tiefsten Sinn des Christentums aufgenötigt, vor allem die Frage, ob es für alle Menschen, und ob es für alle in gleicher Weise sei. Ehe wir uns an die Be-

antwortung wagen, wollen wir einige Aussprüche Hiltys anführen, aus denen hervorgeht, wie unzufrieden er mit dem Zustande der Christenheit ist, und wie wenig dieses seiner Ansicht nach bis jetzt thatsächlich für die Mehrheit dargelegen ist. „Gegen das erste und zehnte Gebot fehlen die meisten Menschen fast gewohnheitsmäßig, und es wäre schwer, oder vielmehr eher leicht zu sagen, welchen Göttern eigentlich die heutige Welt dient. Die sechs Tage Arbeit betrachten die allerfrömmsten Herren und Damen meistens als etwas, was sich doch nur für gewisse untere Klassen schicke. Für die Seligpreisungen der Bergpredigt haben die allerwenigsten Christen ein überzeugtes Verständnis, und einiges andre, was dort positiv vorgeschrieben ist, verbietet heute ganz ruhig die allgemeine Anschauung, wenn nicht sogar das Staatsgesetz.*) Eine gewisse Durchschnittsmoral, die auf einer allgemeinen Zivilisation und einem geordneten Rechtszustande beruht, ist an Stelle der innerlichen Sittlichkeit getreten, wie dies in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs der Fall war, und es giebt auch jetzt, wie damals, zahllose Gebildete, die gerade darin den Fortschritt einer allgemeinen Kultur über einseitige oder beschränkte Anschauungen erblicken“ (I, 26—27). Die Religion „würde weit größern Kredit genießen, wenn man sie sähe, statt so viel von ihr zu hören“ (I, 74). „Das Christentum der meisten Leute ist ein schales, kraftloses Ding und führt zu gar nichts. Ein gutes Diner ist ihnen wichtiger: ach die armen Sklaven! . . . Darf ich Ihnen noch ein Stückchen Salm anbieten?“ (I, 79). „Selbst die armeligsten oder mit Unlauterkeit aller Art umgebenen Versuche von Religion bringen den Menschen, die ihr mit einer gewissen, wenn auch nur zeitweiligen Aufrichtigkeit anhängen, noch mehr Glück, als der geistreichste Atheismus. Aber dieses Privilegium der Einfältigen, die »unter göttlicher Geduld wandeln«, dehnt sich doch nicht ganz auf die aus, die einer bessern Einsicht fähig sind. Dieselben wären schuldig, namentlich die christliche Religion von der Halbheit befreien zu helfen, an der sie schon seit zweitausend Jahren kränkelt, und sich nicht mit kirchlichen Formen und Formeln oder gar mit einer »Wissenschaft« der Religion zufrieden zu geben, die noch niemand glücklich gemacht hat und dem Volke, das sie nicht versteht, Steine statt Brot bietet“ (I, 195). „Der Kardinalfehler des Christentums, der seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht fortbesteht, ist wohl, daß dasselbe schon längst keine wirkliche, thatkräftige Überzeugung aller derjenigen, die seinen Namen tragen, sondern nur ein allgemeiner Begriff, gleichbedeutend etwa mit Humanität oder Zivilisation ist. Sodasß Jahr für Jahr viele Tausende in seinen formalen Bestand aufgenommen werden, ohne daß sie jemals in ihrem Leben weder eine richtige Vorstellung von seinen Forderungen, noch eine feste Zuversicht zu seinen Verheißungen und am allerwenigsten einen bestimmten Entschluß und Willen bekommen, sich pflichtmäßig an beide zu halten. Die »christlichen« Völker unterscheiden sich von den nichtchristlichen ungefähr so, wie sich in der alten Welt die Hellenen von den Bar-

*) Das auch manches gebietet, was die Bergpredigt verbietet, z. B. den Zeugneseid.

baren unterschieden [thatsächlich, um das gleich hier zu bemerken, ist es die Rasse, nicht die Religion, was den Unterschied ausmacht], und der christliche Glaube ist zu einem speziellen Bekenntnis innerhalb des Christentums geworden, dem ganz andre Überzeugungen oder Weltanschauungen auch in einem »christlichen« Staate gleichberechtigt gegenüberstehn dürfen. Wir können es unentschieden lassen, ob dies ein Schicksal sei, das jeder Religion bevorstehe, die zu einer Weltreligion ausreift,*) dennoch aber bezweifeln, ob überhaupt eine solche Weltreligion mittels starker Verdünnung aller religiösen Forderungen zu schaffen in der ursprünglichen Meinung und Aufgabe des Christentums gelegen habe" (II, 215—216). „Es giebt viele Worte der Bibel [namentlich die gegen den Mammonismus gerichteten sind gemeint], die durch eine Art von entgegengesetztem Gewohnheitsrecht ihrer Geltung fast entkleidet sind, oder von denen man wenigstens in allen frommen Kränzchen lieber schweigt, weil sie für viele der Anwesenden wenig »Erbauliches« an sich haben" (II, 229). „Es ist sehr sonderbar, daß eine Sache, die fast seit zweitausend Jahren besteht, die die Geister von Millionen von Lehrern und Schriftstellern bereits beschäftigt hat, und die noch immer mit großen Mitteln und Anstrengungen über Meer getragen und den mit ihr unbekannten Völkern gepredigt wird, in ihrem eignen Herrschaftsgebiete und unter den gebildetsten Völkern der Erde unbekannt geworden ist. Oder können und wollen wir behaupten, daß der Geist oder sagen wir lieber noch der Sinn des Christentums in unsern europäischen Staaten allgemein bekannt und anerkannt sei?" (II, 274). Die Kultushandlungen „sind Erleichterungen zur Erhebung der oft unter ihren Erdenlasten allzusehr gebeugten Seele, die sich nicht immer ohne solche Stützen aufzurichten vermag, und Symbole für an sich Unausprechbares; Gott selbst verlangt für sich nichts als volles Vertrauen und Liebe, alles andre giebt er; die Menschen aber wollen ihm statt dessen immer etwas andres anbieten. Das ist der Inhalt der Kirchengeschichte" (III, 27—28). Von der Wahrheit des Christentums kann man nur durch den Versuch der Ausübung überzeugt werden; einen, der es damit nicht versuchen will, durch Beweise und Disputationen bekehren wollen, wäre vergebliche Mühe. „Das Priestertum ist ohnehin schon längst viel zu sehr eine bloße Lehre geworden, von der Tausende deshalb nichts mehr hören wollen, weil sie es nicht in seiner Wirkung sehen; denn die Menschen glauben dem Sehen mehr als dem Hören" (III, 44). Fügen wir noch bei, daß er öfter äußert, es sei merkwürdig, wie wenig sich die frommen Gläubigen im Handeln und Benehmen von den Ungläubigen unterscheiden; man finde bei diesen ebensoviel Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit; ja die Frommen seien oft unausstehlich, und unter denen, die es auf Heiligkeit abgesehen hätten, finde man einerseits mürrische, zornige und hochmütige, anderseits süßliche und kindische.

C. J.

*) Ich würde lieber sagen: deren Bekenntnerschaft zu einer Weltkirche anschwilt.

